

Alte und neue Philologie

*Herausgegeben von
Martin-Dietrich Gleßgen und Franz Lebsanft*

aus Beihefte zu editio 8

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 1997



Von alter und neuer Philologie

Oder: Neuer Streit über Prinzipien und Praxis der Textkritik

Alle echte Überlieferung ist auf den ersten Blick langweilig, weil und insofern sie fremdartig ist. Sie kündigt die Anschauungen und Interessen ihrer *Zeit für ihre Zeit* und kömmt uns gar nicht entgegen, während das modern Unechte auf uns berechnet, daher pikant und entgegenkommend gemacht ist.

Jacob Burckhardt, *Über das Studium der Geschichte* (1868)¹

1.

'Alt' und 'neu' sind Relationsbegriffe, die oft selbst dort, wo das vorderhand nicht beabsichtigt ist, wertend oder polemisch eingesetzt werden: Und so kommt auch eine 'neue Philologie' immer dann in die Diskussion, wenn eine einst gleichfalls 'neue' Philologie zu stagnieren beginnt, zu veralten scheint. Solch Spiel mit unterschwellig wertenden Worten kehrt daher in zyklischen Abständen wieder, ohne jemals wirklich neu zu sein. Gleichwohl verrät es möglicherweise eine Krisensituation in einem bestimmten Fach, hier also der Philologie, der seit Beginn des 19. Jahrhunderts zur Wissenschaft ausgestalteten Beschäftigung erst mit älteren ästhetischen Texten, dann mit Texten aller Art und Epochen.

Anknüpfungs- und Ausgangspunkt für die 'alt-neu'-Diskussion dieser Jahre ist das zugleich arrogante und selbstironische Postulat einer *New Philology* in einem Themenheft von *Speculum*, das sich unter dem an *New Criticism* oder *New Historicism* anknüpfenden Namen auf Bernard Cerquiglinis brillant geschriebenes Pamphlet *Eloge de la variante* beruft.² Über den theoretischen und methodischen Wert dieser polemischen Schriften herrscht völliger Dissenz, den es konstruktiv und produktiv zu nutzen gilt. Denn obwohl Cerquiglini vielen eingefleischten Textkritikern offenbar kaum Neues zu bieten vermag, bei denen seine oft verkürzten oder sogar schiefen Stellungnahmen zur Philologie im besten Fall

¹ Der Text der 'Weltgeschichtlichen Betrachtungen' auf Grund der Vorarbeiten von Ernst Ziegler nach den Handschriften herausgegeben von Peter Ganz. München 1982, 250.

² Für die *New Philology* grundlegende Texte: Bernard Cerquiglini: *Eloge de la variante*. In: *Langages* 17 (1983), 25-35; id.: *Eloge de la variante. Histoire critique de la philologie*. Paris 1989; (cf. schon id.: *La Parole Médiévale*. Paris 1981, 116-123); Stephen G. Nichols (ed.): *Speculum* 65/1 (1990) (Themenheft mit Beiträgen von Wenzel, Fleischman, Bloch, Spiegel und Patterson).

spielerisch-nachsichtigen, eher aber energischen, scharfen oder erbitterten Widerspruch und Protest hervorrufen, so scheint er doch andererseits auch vielen Literatur- und Sprachwissenschaftlern der fremdsprachlichen Philologien, die sich heute oft erst als gewissermaßen Spätberufene den schriftlichen Quellen und den grundlegenden Problemen, Methoden und Techniken ihrer Edition zuwenden, die Augen für ganz neue Welten zu öffnen. Nachdem sich der erste Pulverdampf der Polemik verzogen hat,³ ist es daher angebracht, der *New Philology* neidlos die Anerkennung für das Eröffnen einer wichtigen Debatte selbst dann nicht zu versagen, wenn man ihre eigenen Beiträge dazu für wenig förderlich hält.

Die hohen Wellen, die der von Cerquiglini, Bloch u.a. ins Wasser geworfene Stein geschlagen hat, verraten nun, mit größerer Gelassenheit betrachtet, zweierlei. Erstens wird in der auffälligen Breitenwirkung eine tief verwurzelte Überzeugtheit von der Unverzichtbarkeit der Textphilologie als Grundlage für Literatur- und Sprachwissenschaft offenbar, die an der Oberfläche seit längerer Zeit nicht mehr auszumachen war. Das Phänomen erinnert ein wenig an die Heftigkeit der weltweiten Reaktion auf eine sachlich unhaltbare Interpretation einiger Qumran-Rollen vor wenigen Jahren,⁴ in der Theologen mit Recht eine profunde Berührtheit durch testamentarischen Fragen sich gerade bei Atheisten und lauen Christen nach außen kehren sahen. Und auch die jüngste, 1995 in den Feuilletons deutscher Zeitungen teilweise von Fachleuten geführte Diskussion um Albrecht Schönes vom wissenschaftlichen Gehalt her natürlich inkommensurable Faust-Edition, um neue Hölderlin- oder Kafka-Ausgaben gehört in gewisser Weise hierher. Das Thema hat noch immer sein Publikum.

Zweitens zeigen die begeistert zustimmenden wie die heftig ablehnenden Reaktionen auf die *New Philology* in ihrer Polarisierung, daß tatsächlich ein Diskussionsbedarf im weiten Feld der Philologie besteht. Will man sich auf diese Diskussion einlassen, muß man zunächst einen erfolgverheißenden Ansatzpunkt im Ursachenbereich herausarbeiten. Denn wie in jeder Umbruchsituation spielen

³ Erste Stellungnahmen in den USA: Charles B. Faulhaber/ Jerry R. Craddock (eds.): RPh 55/1 (1991–1992) (Themenheft mit Beiträgen von Mary B. Speer, Cesare Segre/ Gian Battista Speroni, Alberto Blecuca, Germán Orduna, Francisco Marcos Marín, Charles B. Faulhaber); Keith Busby (ed.): Towards a Synthesis? Essays on the New Philology. Amsterdam-Atlanta 1993; in Deutschland seitens der Germanistik: Karl Stackmann: Neue Philologie? In: Joachim Heinzle (ed.): Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Frankfurt am Main 1994, 398–428; seitens der Romanistik: Franz Lebsanft: Filología románica (e hispánica) y crítica textual. In: Notas 1 (1994), 3–11 [die zahlreichen Druckfehler und Verstümmelungen des Textes gehen zulasten des Verlags, der auf eine Fahnenkorrektur durch den Autor verzichtete].

⁴ Dt. Verschlußsache Jesus, 1991, von den amerikanischen Journalisten Michael Baigent und Richard Leigh, gestützt auf die fragwürdigen, falsche Datierungen annehmenden Arbeiten des Orientalisten Robert Eisenman.

hier viele Gründe zusammen, wissenschaftsexterne und -interne. Erstere betreffen, zum Beispiel, die Position von Textphilologen im sozialen Gefüge einer Universität und deren Position wiederum in einer Welt turbulenten Wertewandels; sie rühren, ein weiteres Beispiel, auch daher, daß das 'Zeitalter der technischen Reproduzierbarkeit' nicht mehr beherrschbare Textmassen selbst für vergangene Epochen entstehen läßt. Weder das eine noch das andere kann die Philologie ohne weiteres aus sich heraus ändern.

Sie kann jedoch ihre Position innerhalb der akademischen Welt klären und dadurch stärken. Der Weg hierzu führt über eine theoriefähige Diskussion von Aufgaben und Zielen der Philologie und über eine verallgemeinerbare, weder an einzelnen Personen noch am quisquilienhaften Detail klebende Sanktionierung philologischer Leistungen, sowohl schlechter als auch vor allem guter. Der hier verfolgte Ansatz bemüht sich daher um Theoriefähigkeit und Verallgemeinerbarkeit philologischer Fragen. Zwar geht er von einer spezifischen – deutschsprachigen – romanistischen Tradition aus, die spätestens seit Gustav Gröber (1844-1911) in der Philologie "im engeren Sinn", d.h. der Theorie und Praxis der Edition, ihre Grundlagen findet.⁵ Doch weist er über diese Tradition hinaus und tritt in einen Dialog mit den verschiedenen Spielarten der romanischen Philologie anderer Länder und Philologien anderer Sprachen ein.

Die *New Philology* nimmt nicht von ungefähr ihren Ausgang in der sprachlich diffizilen, literarisch in ihrer Rätselhaftigkeit anspruchsvollen und überlieferungsgeschichtlich äußerst komplexen altfranzösischen Dichtung. In der mittelalterlichen Romania, und hier nicht nur im französischen, sondern auch im okzitanischen und italoromanischen Sprachgebiet, stellen sich in der Tat aufgrund der Dichte der Textüberlieferung, aufgrund der markanten Ausgestaltung von Skriptaregionen und aufgrund der mit beidem einhergehenden starken sprachlichen Varianz besonders schwierige editorische Probleme. Dennoch müßten – so der Grundgedanke des Kolloquiums – den Dialog suchende Kenner unterschiedlicher Text- und Textdeutungswelten mit tragfähigeren Ergebnissen aufwarten können als Spezialisten nur einer Epoche, Sprache oder Fragestellung. Allgemeine bzw. Vergleichende Sprach- und Literaturwissenschaft, Altphilologie, Germanistik und Romanistik kommen daher zu Worte, und innerhalb der Romania werden nicht nur mittelalterliche, sondern auch frühneuzeitliche, moderne und gegenwärtige Texte unterschiedlichster Art befragt. Die Differenzen und Divergenzen philologischer Traditionen sind nicht nur zwischen den Ländern, sondern auch zwischen den Fächern und sogar Teilfächern enorm, mit den ent-

⁵ Cf. immer noch Gustav Gröber: Einführung in die romanische Philologie. 2. Abschnitt. Aufgabe und Gliederung der romanischen Philologie. In: id. (ed.): Grundriß der romanischen Philologie. Bd. 1. Straßburg ²1904-1906, 196-202, und die prägnanten §§ 1-5 von Heinrich Lausberg: Romanische Sprachwissenschaft. I Einleitung und Vokalismus. Berlin ³1969, 27-39.

sprechenden Folgen für einen inhaltlichen, methodischen und daraus abgeleiteten forschungsstrategischen Konsens. Dieser Konsens kann daher nur in einem sachlich begründeten Methodenpluralismus zu suchen sein, je nach Überlieferungslage der Texte und Fragestellungen der Herausgeber. Doch kann – so das einhellige Votum der folgenden Beiträge – eine mehrfache Interpretierbarkeit der Texte in jeder Edition angestrebt werden.

2.

Wegen der auf die 'Prinzipien' der Textedition zielenden Fragestellung blieben in Jena zahlreiche handwerkliche Aspekte der Textedition aus der Diskussion weitgehend ausgeklammert, von denen wir nur einige nennen wollen: die Auseinandersetzung mit Editionen, die aus mangelnder Sachkenntnis oder Übersicht heraus entstehen, gespickt mit Transkriptionsfehlern, gegründet auf unhaltbare, nicht genügend explizierte oder im Gegenteil zu breit ausgewählte Editions-kriterien, Editionen ohne hinreichende sprach- und literarhistorische, text- und quellengeschichtliche Vorarbeit oder solche mit ebenso störender Aufblähung gänzlich uninteressanter Detailfragen. Die zeitenüberspannende Relevanz dieser Frage zeigt sich darin, daß keineswegs alle Editionen des 19. Jahrhunderts heute als überholt gelten müssen und daß keineswegs alle der neueren und neuesten Editionen Gültigkeit beanspruchen könnten.

Ebensowenig thematisiert wurde die forschungsstrategisch fundamentale Frage, welche Texte überhaupt ediert werden sollten, und, mit dieser verknüpft, wie man den Verlust wertvoller Forschungsenergien vermeiden könnte, der durch die Edition von Texten entsteht, die entweder niemand liest und auswertet oder – wesentlich typischer – die bereits mehrfach, oft sogar gut ediert worden sind. Eine kurze Stellungnahme kann daher hier ihren Platz finden: Was etwa die uns am besten vertraute mittelalterliche Romania angeht, so kann als Fernziel der Forschung eine Globalerfassung der Quellen angestrebt werden und dies um so realistischer, als die EDV-gestützte Korpuslinguistik in den letzten Jahren rasante Fortschritte gemacht hat. Der Tag ist schon da, an dem riesige (neuzeitliche) Korpora – in naher Zukunft womöglich nicht allein moderne Editionen alter Texte, sondern auch mittelalterliche Handschriften und frühe Originaldrucke! – auf CD-Rom und über die 'Datenautobahnen' des Internet verfügbar sind.⁶ Doch

⁶ Frankreich spielt hier innerhalb der Romania eine Vorreiterrolle: Das Korpus FRANTEXT (ca. 170 Mio. Kontexte, 2.650 Werke des 16.–20. Jahrhunderts) des Institut National de la Langue Française (Nancy) ist über Internet nach Abschluß eines entsprechenden Vertrags gegen Gebühren konsultierbar; ein Auszug aus diesem Korpus wird als CD-Rom DISCO-TEXT 1 (36 Mio. Kontexte, 300 Werke von 1827–1923) vertrieben. Weitere bekannte Korpora sind für das Englische das British National Corpus (Lancaster), die Bank of English (Birmingham); für das Katalanische das Corpus General de Referència de la Llengua Ca-

zurück zur nach wie vor notwendigeren, dem Computerwerk vorangehenden und selbst neben diesem zur Orientierung unverzichtbaren Edition und deren Gegenstand, den Texten.

Ungeprüft ist zwar jeder Text, den wir dann vielleicht auch einmal auf den Bildschirm holen, interessant. Gleichwohl sollte – und dies ist leider keine Platitude – auch bei einem Ziel globaler Erfassung eine Prüfung der Quelle jeder Edition vorausgehen. Ein Beispiel: Wenn ein spezialisierter Provenzalist argumentiert, daß von 95 bekannten Trobador-Handschriften und -Fragmenten 55 mehr oder weniger unmittelbar von den übrigen 40 abgeleitet werden können oder aus anderen Gründen unerheblich sind und daß folglich die Forschung sich auf diese 40 beschränken sollte, hat er Recht.⁷ Varianz hin, Varianz her. Bei mittelalterlichen Texten hält sich die Zahl von sprachlich oder literarisch wertvollen *trouvailles* im erweiterten Variantenapparat erfahrungsgemäß derart in Grenzen, daß sich der Aufwand seines vollständigen Studiums angesichts begrenzter menschlicher und finanzieller Ressourcen in keiner Weise rechtfertigt. Leider gibt es jedoch noch immer keine diplomatische oder semi-diplomatische Edition selbst dieser 40 Handschriften, und auch die angekündigte Trobador-Ausgabe auf CD-Rom von Gonfroy und Chatard wird sie nicht erbringen.⁸ Eine solche wäre bei dieser, zugleich überschaubaren und hochvarianten Textgattung der sicherste Hintergrund für die allein lesbaren kritischen Editionen, deren Apparat damit zugleich entschlackt werden könnte.

Ein zweites Beispiel: Es wäre ebensowenig finanzierbar wie ergiebig, wollte man die mehr als 140.000 Briefe der Korrespondenz von Francesco di Marco Datini (1335ca.-1410) edieren, die im *fondo Datini* des Archivio di Stato di Prato schlummern; schon eine vollständige Darbietung auf Mikrofiches oder auf CD-Rom würde den Rahmen des Mach- und Verwendbaren sprengen. Dennoch ist es eine der großen Unverständlichkeiten der Mediävistik, daß sie sich bisher, von einigen versprengten Ausnahmen abgesehen, mit der – exzellenten, aber nur

talana (Barcelona; Texte von 1833–1988, 32 Millionen Wörter im Kontext) für das Spanische die im Aufbau befindlichen Korpora CREA (Corpus de Referencia del Español Actual) und CORDE (Corpus Diacrónico del Español) sowie ADMYTE (Diccionario de la lengua española. 1ª etapa: la prosa alfonsí, 1992 [kein eigentliches Wörterbuch, sondern eine Textsammlung]; alle Madrid); für das Italienische die LIZ (cf. Wolfgang Schweickard: Neue Medien und historische Lexikographie: die 'Letteratura Italiana Zanichelli (LIZ)' auf CD-Rom. In: Günter Holtus/ Johannes Kramer/ Wolfgang Schweickard (eds.): Italia et Romanica. Festschrift für Max Pfister zu seinem 65. Geburtstag. Tübingen [im Druck]). – Zur Korpuslinguistik cf. z.B. J. Svartvik (ed.): Directions in Corpus Linguistics. Berlin 1992.

⁷ François Zufferey: Recherches linguistiques sur les chansonniers provençaux. Genève 1987, 4.

⁸ Das noch in Bearbeitung befindliche Werk würde vorgestellt auf dem IV. Kongreß der Association Internationale des Etudes Occitanes (AIEO) in Toulouse, August 1996.

einbändigen – Editionsauswahl von Melis begnügt hat.⁹ Eine Edition von zwei- oder dreitausend Briefen würde unsere sprachliche und kulturhistorische Kenntnis des Trecento beachtlich erweitern, und auch für Briefmodelle und rhetorische Muster einiges ergeben. Die übrigen 137.000 Briefe wären dann wesentlich weniger interessant.

Allgemeiner gesprochen gibt es also nicht nur dem je einzelnen Text inhärente, qualitative Kriterien für das Maß an 'Interesse', das sich nach Originalität und Ausdruckskraft oder Repräsentativität für bestimmte Aspekte einer Kultur bestimmt, sondern auch quantitative. Wenn, um nochmals ein Beispiel zu nehmen, katalanische Texte des 14. Jahrhunderts seltener sind als toskanischer Zeugen derselben Epoche, müssen erstere intensiver betrachtet werden. Oder umgekehrt, bei den toskanischen Texten sind Abstriche zu machen. Sobald die Quellenmasse überhand nimmt, was besonders bei dokumentarischen Quellen bereits für das Mittelalter geschehen kann, muß man auswählen, doch mit dem Ziel einer exemplarischen Erfassung aller Quellentypen und der an diese gebundenen 'Diskursstrategien und sprachlichen Eigenheiten. Analog gilt dies für die Texte der frühen Neuzeit und der Moderne, wo die Quellenflut noch größere Vorsicht gebietet, wo wir aber andererseits nicht auf ein exemplarisches Studium der verschiedenen Äußerungen von Schriftlichkeit – schließlich der einzige historisch zugängliche Niederschlag der Sprache – verzichten dürfen. Einer Beschränkung nur auf Textformen mit hohem ästhetischem Anspruch wird heute ohnehin niemand mehr das Wort reden.

Es übersteigt unsere Kraft, alle vorhandenen Editionstendenzen und Editions-lücken auch nur in einer einzigen der hier zu Worte kommenden Disziplinen aufzuzeigen. Einige, zugegeben etwas kunterbunt gestellte Fragen drängen sich uns als vorwiegend mediävistisch arbeitenden Romanisten freilich auf: Warum ist noch immer keine der großen medizinischen Abhandlungen Italiens in *volgare* ediert?¹⁰ Warum sind die edierten dokumentarischen Quellen des spanischen (oder gar portugiesischen) 14. und 15. Jahrhunderts so ungenügend gesichtet, mit allen Folgen für eine noch ausstehende iberoromanische Skriptaforschung? Warum stagnieren die *Documents linguistiques de la France* nach einem okzitanischen (Meyer 1909) und zwei französischen Bänden (Gigot 1974, Lanher 1975) nunmehr seit Jahrzehnten?

Den klarsten Blick bei der Sichtung und Einschätzung von Quellen verschafft in unserem Fach die historische Lexikographie, die eine auf Vollständigkeit ge-

⁹ Federico Melis: Documenti per la storia economica dei secoli XIII-XIV. Firenze 1972; cf. die wesentlichen Angaben in der Rezension von Elke Sallach zu Andrea Bocchi: Le lettere di Gilio Amoruso, mercante marchigiano del primo Quattrocento. Tübingen 1991. In: RLir 57 (1993), 210-214, bes. n. 1 und 3.

¹⁰ Cf. Martin-Dietrich Gleßgen: Die Falkenheilkunde des 'Moamin' im Spiegel ihrer *volgarizzamenti*. Tübingen 1996. Bd. 2, 411-413.

richtete bibliographische Erfassung älterer Texte immer stärker mit Editions kritik und zum Teil sogar mit Manuskriptprüfung verbindet. Methodisch wegweisend ist die Bibliographie des ursprünglich 'linguistischen', inzwischen jedoch immer stärker 'philologisch' angelegten DEAF, die zum Teil auf den Dokumentationen des GRLMA und den Literaturlisten des (von Beginn an 'philologischen') Tobler-Lommatzsch aufbaut. Doch stecken auch in der Bibliographie des DOM, des LEI und GAVI sowie des DEM noch enorme Potentialitäten.¹¹

Erwähnt werden können in diesem Zusammenhang einige – nicht alle – konsequente Versuche, große mediävistische Editions lücken zu schließen, etwa für das Französische die Reihe der *Classiques français du Moyen Age*, der *Textes littéraires français* oder der *Anglo-Norman Texts*, für Italien nur als ein thematisch begrenztes Beispiel die *Testi siciliani dei secoli XIII e XIV* oder ähnlich für Spanien die *Documentos mozárabes*. Neue Impulse sind weiterhin vom auf fünf Bände angelegten Werk *Inventaire systématique des premiers documents des langues romanes* zu erwarten.¹²

Nicht alle Versuche dieser Art können in gleicher Weise als geglückt gelten – auch hier macht sich der Mangel eines ausreichenden Sanktionsinstrumentariums schmerzlich bemerkbar. Unglücklich angelegt sind z.B., bei all ihrem Wert, die altspanischen 'Editionen' Madinsonscher Prägung, die gleichwohl eines Tages einem großen Wörterbuch (und damit wiederum dem Textverständnis) nützen mögen. Vorläufig liefern die zahlreichen diplomatischen Abschriften¹³ eine Masse halb fertig geschliffener Edelsteine, die kaum deutbar in Mikroficheschränken abgelegt werden. Diplomatische oder semidiplomatische Editionsformen sind zweifelsohne sinnvoll, doch werden sie normalerweise nur bei in Umfang wie Menge überschaubaren, besonders schwierigen Textzeugen eingesetzt, und dann auch, z.B. bei den *Chartae latinae antiquiores*,¹⁴ bei der ange-

¹¹ Hans Robert Jauß/ Erich Köhler (eds.): Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters. Heidelberg 1972–; cf. Frankwalt Möhren (ed.): Dictionnaire Etymologique de l'Ancien Français. Complément bibliographique. Tübingen 1993 (dazu: Bibliographie. Supplément et complément. 1995 [redaktionsinternes Skript]); Helmut Stimm/ Wolf-Dieter Stempel (eds.): Dictionnaire de l'Occitan Médiéval. Supplément bibliographique. Tübingen [im Druck]; Max Pfister (ed.): Lessico Etimologico Italiano. Elenco delle fonti antiche e moderne. 1994 [redaktionsinternes Skript]; Giorgio Colussi (ed.): Glossario degli antichi volgari italiani. Bibliografie dei volumi 1–4, 16/1, 16/2, 16/3. Helsinki 1994; Bodo Müller (ed.): Diccionario del español medieval. Bibliografía. Heidelberg 1987; fürs Altitalienische bearbeitet Lida Maria Gonelli eine umfassende, die Manuskripte berücksichtigende Editions bibliographie (bisher: Edizioni di testi meridionali antichi dall'Unità al 1914. In: P. Trovato: Lingue e culture dell'Italia meridionale (1200–1600). Roma 1993, 375–547).

¹² Eds. Barbara Frank/ Jörg Hartmann. Tübingen 1996.

¹³ Insgesamt weit über hundert Text-Transkripte, geordnet nach Medieval Spanish Series, Medieval Spanish Medical Series etc.

¹⁴ Albert Bruckner/ Robert Marichal et al. (eds.): Chartae Latinae antiquiores. Faksimileausgaben sämtlicher lateinischer Urkunden bis zum Jahre 800. Olten et al. 1945–.

fürten Trobadorlyrik oder in der Papyrologie, notwendigerweise begleitet von alternativen, deutenden Editionsformen. Grundziel der Edition bleibt es, für ein jeweils zu spezifizierendes Publikum les- und verstehbare Texte zu schaffen, ein Ziel, das ohne graphematische, morphologisch-syntaktische, eventuell textlinguistische sowie lexikalische Analyse und ohne darauf gegründete klärende Eingriffe in oder Ergänzungen zum Text schlichtweg nicht erreicht wird.

Natürlich kann und darf man keinem Herausgeber eine Analyse seines Gegenstands in allen Facetten zumuten; ein jeder hat aus eigenem, von keiner Autorität zu bestreitendem wissenschaftlichen Recht Vorlieben und besondere Kenntnisse. Auch eignet sich nicht jeder Text für jeden Analyseansatz. Doch bedeutet dies nicht eine grenzenlose Subjektivität vor dem Text: Die Philologie rächt sich – gewissermaßen mit Luther zu reden – an ihren Verächtern. Die nur in jahrelangem Umgang mit den Quellen erworbene Erfahrung läßt sich durch nichts ersetzen: Es gibt ein hoch anzusetzendes editorisches Minimum, das paläographische und kodikologische Übung, philologische Detailfreude und epochenbezogene Grundlagenarbeit voraussetzt und das an einem gerüttelt Maß von Belesenheit in zeitgenössischen Quellen ebensowenig vorbeikommt wie an den Ergebnissen der Textkritik und der Skriptaforschung, an der Sichtung der großen Wörterbücher ebensowenig wie an der unumgänglichen Übung des Übersetzens in eine moderne Standardsprache. Natürlich erschöpft sich die Philologie nicht in dem genannten editorischen Minimum, doch ist sie ohne dieses unmöglich. Daß ein solches 'Minimum' nicht überall gegeben ist, das ist unser eigentliches Problem. Daher hat die Philologie nur dann eine gute Zukunft, wenn die genannte unspektakuläre, geduld- und zeitraubende 'Basisarbeit' am und mit einem literatur-, sprach- oder kulturhistorisch interessanten Quellentext, dessen gelungene Edition und eventuell sogar Übersetzung schließlich mit positiven Sanktionen in der Wissenschaftswelt rechnen kann.

3.

Vor diesem Hintergrund ging es in unserem Kolloquium um das Prinzipielle, also um die Makro-, nicht die Mikroskopie der Textedition. Es wurden im wesentlichen zwei Problemkomplexe behandelt, zum einen die Frage nach dem Verhältnis zwischen 'Autor' und 'Werk', nach der Würdigung der Textzeugen im Hinblick auf ihre sprachlich-formale und inhaltliche Aussagekraft und damit letztlich um die Authentizität einer Schrift. Zum zweiten stand die Konsensfähigkeit editorischer Prinzipien im Zentrum der Debatte. Die folgenden Beiträge geben besser Auskunft über deren Verlauf, als eine kurze Einleitung es vermöchte. Nur im Sinne eines Rahmens sollen daher einleitend beide Fragen kurz strukturiert werden.

3.1. Wer ist der 'Autor' eines Werks? Ist es etwa, um ein bekanntes, viel diskutiertes Beispiel zu nehmen, ein gewisser Chrétien de Troyes? Oder ist es Guiot? Und wie steht es mit Godefroi de Leigni, dem 'Vollender' der *Karre*? Gibt es eine geistige und soziale Hierarchie von 'Autor' und 'Kopist' oder sind beide Instanzen gleichen Ranges? War Chrétien, Wendelin Foerstes Kristian, ein Mensch aus Fleisch und Blut oder gar nur eine phantastische Erzählerfigur, "ein Christ aus Troja/Troyes"?¹⁵ Oder ist der Erzähler etwa nur ein Schemen, der eine sonst unzugängliche mündliche Tradition für uns im Schattenriß sichtbar werden läßt? Ist es, wenn Zweifel angebracht sein sollten, noch sinnvoll, die 'Werke Chrétiens de Troyes' herauszugeben?¹⁶ Was ist ein 'Werk'? Wo fängt es an, wo hört es auf? Beginnt es, um wieder ein Beispiel zu nehmen, bei dem Einsatz "L'aventure d'un autre lai, Cum ele avint, vus cunterai." – oder zwingt der Verweis, das vorhergehende Lai miteinzubeziehen und ist daher jegliche Edition, die das nicht berücksichtigt, von vorneherein verfehlt?¹⁷ Kann und darf man aus Sammelhandschriften einzelne Werke herauspräparieren, oder ist die Sammelhandschrift insgesamt das Werk? Das sind nur wenige Fragen, auf die wir keine einfachen Antworten mehr finden.

Die aktuelle und produktive Debatte, welche die *New Philology* im Gefolge von Bernard Cerquiglini entfacht hat, entzündet sich an diesem Brennstoff. Sie hat wenigstens drei Aspekte. Zum ersten geht es im wissenschaftlichen Streit doxographisch um die Frage der Priorität, darum also, wer diese Probleme zum ersten Mal formuliert und editorisch mitbedacht hat. Ihr Ziel ist nicht so sehr gelehrtenstolze Besserwisserei als die Herausarbeitung und thematische Nutzbarmachung der Gesetze, nach denen wissenschaftliche Erkenntnisse zustandekommen, zugeschrieben und verbreitet werden. Zum zweiten geht es in der Sache – die in dieser Einleitung nicht entschieden werden kann – um die historisch angemessene Beurteilung von schriftlicher Überlieferung unter den Bedingungen von *manuscript culture* und *print culture*. Und zum dritten geht es um die aus der Bewertung der Sache abgeleiteten Prinzipien der Edition, die nicht mehr und nicht weniger sind als die Grundlagen jeglicher geistigen Aneignung von Überlieferung.¹⁸

3.2. Damit kommen wir zum Problem der Edition und ihren Prinzipien, an die schließlich grundlegende Deutungsmöglichkeiten eines Textes gebunden sind. Drei Gedankengänge erscheinen uns wesentlich:

¹⁵ Roger Dragonetti: *La vie de la lettre au moyen âge*. Paris 1980, 13ss.

¹⁶ Cf. den Titel der Pléiade-Ausgabe: Chrétien de Troyes. *Œuvres complètes*. Ed. sous la direction de Daniel Poirion. Paris 1994.

¹⁷ So Cerquiglini 1989 (cf. n. 2).

¹⁸ Cf. z.B. Reinhold R. Grimm: Für eine Rezeptionsgeschichte der mittelalterlichen Literatur. In: id. (ed.): *Mittelalter-Rezeption*. Heidelberg 1991 (Begleitreihe zum GRLMA, 2), 15-21.

3.2.1. In der Editionspraxis treten zwei Grundprinzipien in Widerstreit, jenes der (*abstrakten*) *Idealität eines stets unerreichbaren 'Originals'* und jenes der (*konkreten*) *Faktizität des überlieferten Dokuments*. Beide, in einem Kontinuum lagernden Prinzipien, die wir immer wieder mit den Namen Karl Lachmann und Joseph Bédier verbinden, beanspruchen auf eine ihnen jeweils eigene Weise 'Authentizität'. Der höchste erreichbare Grad an Authentizität des Faktischen eignet in den weitaus meisten Fällen den jeweils überlieferten Versionen eines Textes in ihrer materiellen, in Bibliotheken und Archiven zu findenden Form. Dabei sind diese Versionen bereits vom (wenn überhaupt) rekonstruierbaren Archetyp relativ weit entfernt, nicht zu reden vom typischerweise verschollenen Urtext oder gar von eventuell vorangehenden mündlichen Elaborationsformen. Der höchste erreichbare Grad von Authentizität des Ideellen entsteht in einem nach kontrollierbaren Prinzipien rekonstruierten Urtext, wobei dessen ideale Wahrnehmung eine Übersetzung in die Sprache des jeweiligen Lesers oder wenigstens in die moderne Nachfolgesprache der jeweils vorliegenden mittelalterlichen Varietät erforderlich macht. Der 'Urtext' ist also normalerweise nicht überliefert, sondern nur ein Konstrukt – die *neolachmanniani* Italiens sprächen von 'Hypothese' –, ein Werk der textuellen und sogar sprachlichen Abstraktion, wenn auch keineswegs ein Gebilde hemmungsloser Phantasie. Zwischen den Polen von faktischer und ideeller Authentizität bewegen sich unsere Approximationsversuche, die Editionen. Das Approximative äußert sich selbst in der die verschiedenen Positionen vermittelnden diplomatisch-kritischen oder in der synoptisch-kritischen Edition, also dann, wenn zwei verschiedene Editionsformen für denselben Text nebeneinandergestellt werden. Es entsteht auch in diesen Fällen nichts Absolutes, sondern es werden nur bestimmte Annäherungstypen kombiniert.

3.2.2. Je tiefer der immer schon vorhandene Graben zwischen der Welt des Textes und derjenigen des Editors und Lesers ist, desto gefährdeter ist das Verständnis des Textes und desto größer und stabiler müssen folglich die Brücken sein, die der Editor dem Leser zwischen den verschiedenen Welten baut. Die entscheidende Frage ist – darauf weist die *New Philology* völlig zu Recht hin –, wie groß und wie stabil diese Brücken sein müssen und dürfen. Wie fremd darf der Text uns bleiben, ohne daß wir als Leser die Hoffnung, ihn dennoch zu verstehen, aufgeben? Wie "entgegenkommend", wie "berechnet" – mit den Worten Jacob Burckhardts – darf der Editor den Text machen? Was gewinnen und was verlieren wir durch entsprechende Editionshilfen? Letztlich kommt bei der Beantwortung dieser Fragen einiges (aber keinesfalls alles) darauf an, *für wen* der Editor das Dokument erschließt. Und es ist die in der Tat häufig vernachlässigte Pflicht eines jeden Editors, die jeweilige Bilanz von Gewinnen und Verlusten im Hinblick auf die möglichen Lesergruppen offenzulegen, und das heißt, seine Ar-

beit am Text in allen ihren Schritten vom Dokument zur Edition nachvollziehbar und kontrollierbar zu machen. Um eine Einsicht jedoch kommt kein Benutzer moderner Editionen älterer Texte herum: Wer meint, keinerlei Informationsverluste hinnehmen zu können, dem bleibt nichts anderes übrig, als die Quellen selbst zu lesen und sich dabei Rechenschaft darüber abzulegen, ob er auf die Informationsgewinne tatsächlich verzichten kann, die ihm aus den Hilfen eines erfahrenen und fleißigen Editors erwachsen. Es ist jedenfalls Skepsis angebracht, ob bei der heutigen Vernachlässigung der sogenannten philologischen 'Hilfswissenschaften' allzu viele 'Philologen' dazu in der Lage wären. Nicht zu reden von dem dabei impliziten Verzicht auf arbeitsteilige Wissenschaft.

Ein ganz einschneidendes Hindernis für das heutige Verständnis älterer Texte bildet etwa in der Romania, aber natürlich auch in anderen Sprachgruppen mit vergleichbarer Geschichte, die epochale Grenze zwischen der mittelalterlichen *manuscript culture* und der neuzeitlichen *print culture*, d.h. zwischen einer Zeit ohne kodifizierte Dachsprache und einer solchen mit einer expliziten überregionalen bzw. nationalen Überdachung. Will man die von der Welt des Herausgebers und seiner Leserschaft her zu definierende Verstehbarkeit des Textes, um derentwillen man ja ediert, nicht gefährden, muß man bei der Edition mittelalterlicher stärker als bei der Edition neuzeitlicher Texte eingreifen. Ohne eine modernisierende *toilette du texte*, d.h. zwischen Editor und spezifiziertem Lesepublikum in ihrem genauen Umfang gewissermaßen auszuhandelnde Adaptationen von Worttrennungen, Interpunktion, Groß- und Kleinschreibung an unsere Wahrnehmungsgewohnheiten entglitte uns Heutigen in vielen Fällen *mehr* Textsinn als wir durch Belassen alter Schreibgewohnheiten bewahrten. Dies ist völlig anders bei frühneuzeitlichen oder gar modernen Texten, die man auch dann noch unmittelbar versteht, wenn sie diplomatisch wiedergegeben werden – zumindest wenn makroskopische Gliederungshinweise und syntaktische sowie vor allem lexikalisch-sachliche Erklärungen dem Leser zu Hilfe eilen. Bei solchen Texten entsteht im übrigen gerade aus der Abweichung von einer expliziten, dem Leser zudem intuitiv-muttersprachlich nahestehenden Norm ein interessanter Untersuchungsgegenstand.

3.2.3. Einen Angelpunkt für die Nutzbarmachung dieser axiomatischen Betrachtungen in der Editionspraxis liefern romanische Texte in nichtlateinischen Schriften: Angesichts der hier durch Transliteration erforderlich werdenden starken Eingriffe in die Vorlage drängt sich eine erste Überlegung auf: Warum sollte man nicht einen mittelalterlichen Text in Lautform übertragen und ihn dann – rückübersetzt in Normgrapheme – in reinster Abstraktion wiedergeben kön-

nen?¹⁹ Dagegen spricht, daß die für mittelalterliche Texte typische Varianz innerhalb eines grapho-phonematischen Systems ja auch bei den ins lateinische Alphabet transliterierten Texten gilt. Von dieser Varianz sollte man also nicht abstrahieren, da sie (faktisch *und* ideell) authentisch zu sein scheint und zudem wenig verständnishindernd ist.

Die Editionsformen romanischer Texte in nichtlateinischen Alphabeten, welche die Aufgabe ganzer Schriftsysteme mittels Transliteration zumindest vorsehen, führen umgekehrt die Vorstellung ad absurdum, man müsse in älteren Handschriften die graphische Form der Buchstaben als Distinktivum beibehalten. Ob ein <f>, ein <σ> oder ein <s> etc. erscheint, ist zwar nicht für den Schrifthistoriker (der ohnehin mit Handschriften arbeiten muß), wohl aber für Sprachgeschichte, Literaturhistorie oder Geschichte ohne jede tiefere Bedeutung.

Schließlich kann man von diesen Betrachtungen auch zur Überlegung gelangen, daß in modernen oralen Texten die sog. impressionistische Transkription weniger Wert hat als daß sie Schaden anrichtet: auch hier wird der Phonetiker eine Voll-Transkription benötigen, für Syntax und Lexikologie oder gar Soziologie und Ethnologie ist dagegen die bruchstückhafte Angabe einzelner lautlicher Phänomene wenig relevant und zudem, durch die Entkoppelung vom phonologischen System, irreführend.

Die letzten drei, konkreteren Überlegungen nähern sich bereits editorischen Entscheidungen, erklären sie doch, warum es weniger sinnvoll ist, Kalligraphica und sporadische Phonica hervorzuheben, als graphematische Buchstabenfolgen in aller Varianz beizubehalten; warum also <ni>, <nn>, <gn>, <gni>, <igni>, <h>, <hi>, <nh> für das altokzitanische Phonem /ñ/, obzwar phonematisch äquivalent, zu unterscheiden sind, nicht aber z.B. <-nj-> und <-ni->. Ohne Urteilskraft kommt man im Kontinuum zwischen faktischer und ideeller Authentizität nicht aus. Doch muß ein eigenes Urteil nicht der grenzenlosen Subjektivität und Willkür Tür und Tor öffnen.

Natürlich stellt sich die Gretchenfrage der Graphie bei Schriften aus unterschiedlichen Dialektregionen und Schreibtraditionen in unterschiedlicher Weise. So können z.B. die sehr variantenreichen altitalienischen Skriptae jeden Editor

¹⁹ In diese Richtung weisen Zuffereys Editionsvertretungen für die Trobadoryrik, cf. op. cit. (cf. n. 7), 319. Karl Voretzsch hat bekanntlich in den Zeiten der Reformperiode des universitären neusprachlichen Unterrichts einmal versucht, in heute nicht mehr akzeptabler Weise, eine Laisse der Karlsreise in Lautschrift wiederzugeben, cf. Karl Voretzsch/ Gerhard Rohlf: Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Tübingen 1966, 197. Gleichwohl kennen wir in Deutschland noch die Tradition, mittelalterliche französische Texte in höchst zweifelhaftem 'Altfranzösisch' zu lesen. (Während man in Frankreich unbekümmert den alten Graphien eine moderne Lautung überstülpt.) Grundlage des Voretzschens Versuchs ist jene an Viollet-Leducs architektonische Rekonstruktionen gemahnende *critique des formes*, der man heute immer noch – zu Unrecht – den Stempel 'Lachmann' aufdrückt.

in die Enge treiben; doch sind immer vernünftige Lösungen möglich. Das gilt auch für die stets heiklen Interpolationen in einer Leithandschrift aus einem anderen, diatopisch und/oder diachronisch fernstehenden Manuskript. Hier ist der zu Recht üblicherweise gegangene Weg eine 'Normalisierung' nach der impliziten Norm der Leithandschrift, unter Angabe der beiden Originalformen im Apparat. Für die graphische Form eines Textes ist eine Leithandschrift als Maß allemal einer rekonstruierten Norm vorzuziehen. Was Wortschatz und Syntax und damit den Inhalt angeht, sind der Kombinationsfreude geringere Schranken auferlegt. Womit der philologische Kreis wieder bei Lachmann und Bédier angekommen wäre.

4.

Ein letzter Gedanke unserer einleitenden Überlegungen ist, daß die Scheidung zwischen 'wissenschaftlicher' und 'unwissenschaftlicher' Edition zu überdenken wäre. Die Menschen unserer Welt, die überhaupt ältere Texte lesen, sind nicht nur in der Lage, dem editorischen Minimalprogramm der Spezialisten zu folgen, sondern sie wollen es sogar.²⁰ Die Unterscheidung zwischen einer Edition für die Wissenschaft und einer anderen für ein breiteres Publikum sollte sich mehr auf den Umfang des Apparats beziehen als auf die Form des Textes. Genau wie es zwar durchaus verschiedene, unterschiedlichen Erkenntnisinteressen dienende, jedoch nur gleichermaßen wissenschaftliche Editionen geben kann. Der Umfang des lexikalischen Kommentars etwa darf und sollte je nach anvisierter Leserschaft verschieden sein, nicht aber die aus diesem abgeleiteten notwendigen Folgerungen für die Wortdeutung, die sich in Anmerkungen manifestieren müssen.

Die Aufgabe der Philologie ist es, eine Besserung der Editionspraxis auch außerhalb der Wissenschaft anzustreben. In der Romanistik dürfen Reihen wie – in Frankreich – die *Lettres Gothiques*, z. T. die *Pléiade* und – in Deutschland – *Reclams zweisprachige Ausgaben* oder auch die *Klassischen Texte des Romanischen Mittelalters* nicht von härtester Kritik verschont bleiben, weil es sich um Ausgaben für Nichtspezialisten handelt. Hier ist im Gegenteil die Philologie gefordert, Editionsriterien zur allgemeinen Norm zu machen, die ältere und alte Texte im erörterten Sinne möglichst authentisch und verständlich zugleich darstellen. Sie ist gefordert, die geläufige, doch ärgerliche Unpraxis in der Editions-welt, das oft starke Auseinanderklaffen von editorischer Theorie (der Einlei-

²⁰ Dies ergab eine französische Umfrage bei potentiellen Nutzern einer Datenbank von Texten des 16. und 17. Jahrhunderts; cf. Gerhard Ernst: Zur Herausgabe autobiographischer Non-Standardtexte des 17. (und 18.) Jahrhunderts: für wen? wozu? wie? In: Guido Mensching/Karl-Heinz Röntgen (eds.): Studien zu romanischen Fachtexten in Mittelalter und früher Neuzeit. Hildesheim/ Zürich/ New York 1995, 45-62, hier 59.

tung) und Praxis (in der Edition selbst) in jedem Einzelfall neu zu erspüren und zu wägen, zu prüfen, ob es aus mangelnder Konsequenz, unzureichender philologischer Urteilskraft oder aus der Komplexität der praktischen Probleme heraus entsteht. Dazu muß sie natürlich selbst erst das Edieren wieder als etwas Wertvolles wahrnehmen.²¹

²¹ Wir verzichten auf eine Zusammenfassung der folgenden Beiträge, die beredt genug ihre Sache vertreten. Bei der Lektüre schälen sich in verschiedenen Variationen vertonte Grundharmonien heraus. In einem Beitrag offene Enden flicht ein anderer fort, der mit anderer thematischer Akzentuierung begonnen hat. Besser als das heute ein einzelner Mensch vermöchte, entsteht in diesem Zusammenspiel eine Symphonie, aus der sich komplexe Gewißheiten und schwierige, aber klare Fragestellungen ableiten lassen. Die Bilder werden schärfer konturiert.